

Friedrich Schiller: Die Räuber - Drei Stunden Theater! Und jede Minute war's wert!

Zu Beginn der Vorstellung des Neuen Globe Theaters aus Potsdam sorgen die Hygienevorschriften für eine durchaus willkommene Verzögerung. Der Vorhang ist weit offen, so kann man sich in Ruhe die Kulissen ansehen - eine klein gehaltene Bühne, nach hinten hin begrenzt von einer etwa tafelgroßen Wand, die nostalgisch hässlich tapeziert, mit einem beinahe lebensgroßen silbrig-grau leuchtenden Hirsch ein echter Hingucker ist. Rechts führen drei, vier grün bespannte Treppen zu einer ebensolchen Plattform, die vollständig eingenommen wird von einem etwas unscheinbaren ausgestopften Fuchs vor und einem auch nur wenig in Erscheinung tretenden Mann mit Jägerhut hinter einem beeindruckenden Schlagzeug; all diese Trommeln, Pauken, Becken passen nicht so recht in ihr biederes jägerliche Ambiente. Die Rhythmen, die der Mann mit Hut während der Warteminuten (und im Laufe des Abends noch häufig) liefert, sind kurzweilig und schön. Sie begleiten den Blick der Theaterbesucher in den Mittelgrund des Bühnenbildes zu zwei tonnenförmigen Hockern und einer hochzeitskuchenähnlichen Rundbank, allesamt in schön altmodische Teppiche eingeschlagen. Nach vorn hin ist das „Spielfeld“ abgegrenzt durch ein weit ausgelegtes dickes Seil.

Wer Schillers „Räuber“ schon einmal gelesen hat, weiß Bescheid: Bänke und Hocker sind das Schloss, Hirsch und „Rasen“-treppe die Böhmisches Wälder; wer das Drama noch nicht kennt, ahnt jedenfalls so etwas Ähnliches.

Und dann beginnt das Spiel! Sebastian Bischoff ist Franz Moor, gekleidet in einen furchtbar hässlichen, heftig glänzenden Partyanzug, er greift zu einem Mikrofon und macht mit auftrumpfendem Gehabe deutlich, dass ihm nur ein Mensch wichtig ist: er selber. Seinen wirklich ausladenden Eingangsmonolog trägt Bischoff, zunächst ganz texttreu, sehr eindrucksvoll vor, das Publikum erlebt sichtlich gebannt einen wahrlich fiesen „Helden“. Wut, Verachtung, Selbstmitleid, Brutalität, die ganze Emotionalität dieser Dramenfigur schlägt unmittelbar auf den Zuschauer ein, quasi unterstrichen, von Anton Nissels Trommelschlägen. Und wer bis hierhin noch auf nostalgische Schloss- oder Räuberromantik gehofft hat, begreift nun endgültig: Das gibt's heute nicht.

Diese Desillusionierung ist dann aber gar nicht so schlimm, denn Schillers Worte, das fulminante Spiel, einzelne richtig gute Inszenierungsideen (z.B. die ständige Wiederholung, wie die Dienerin Dani, gespielt von Rike Joeinig, unter furchtbaren Mühen das „Schloss“ beiseiteschafft), treffsicher gewählte Requisiten, alles das verführt die Zuschauer dann doch zur Identifikation: er bangt, er wundert sich, er bewundert, er verachtet und er entwickelt Mitgefühl. Selbst Amalia gewinnt in dieser Inszenierung, vor allem dank der schauspielerischen Leistung von Petra Wolf, so viel Persönlichkeit, dass die Zuschauer, auch wenn sie manchmal etwas ungeduldig werden können angesichts derart ausschließlichen Lieben und Leiden, doch mitleiden mit der armen Frau.

Der Räuberhauptmann in seiner Verzweiflung über die scheinbar verweigerte väterliche Liebe (wunderbar schreiend, stampfend, weinend: Kai Frederic Schrickel) lässt den Zuschauern am wenigsten die Möglichkeit, auf Abstand zu bleiben.

Die Inszenierung von Kai Frederic Schrickel, unter der Regie von Andreas Erfuhr, ist geprägt von Kontrasten, Widersprüchen, Irritationen. Ganz wie bei Schiller: Der liebende, treue Sohn ist ein Schurke, der verlorene Sohn hat eine hohe Moral, der tote Vater lebt in einer Gruft, die Ungesetzlichen weigern sich, ihren Hauptmann zu verraten. Natürlich spiegelt die Sprache diese Ambivalenz wider, schon bei Schiller selbst, erst recht aber, wenn in die Sturm-und-Drang-Ausbrüche der Figuren umgangssprachliche Wendungen einfließen: Irritationen, die deutlich machen: Da oben wird Theater gespielt und in den Rängen sitzen „die Sögeler“. Sie werden direkt angesprochen, befragt, einbezogen (wer verrät den Räuberhauptmann?).

Während der Pause meinten einige Zuschauer und Zuschauerinnen, der Text sei manchmal kaum zu hören gewesen. Aber sie hielten das für ein geringes Problem: Alle Schauspieler hätten so gut gespielt, dass man hätte sehen können, was gesagt wurde.

Im Programmheft (S.31) heißt es: „Wir halten einer sich zunehmend vereinzelnden (Corona-bedingt: sehr wahr) Gesellschaft die lebendige Unmittelbarkeit des gemeinsamen Augenblicks entgegen: Zuschauer und Akteure erleben diesen Abend gemeinsam und gemeinsam geben sie ihr Bestes!“ Und genau so war es!

Margret Willeke